

WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr.14 Heimat (1987), S. 142-151
Neuerscheinungen
Rezensionen

Besprechungen

Neuerscheinungen

Michel Foucault: Eine Geschichte der Wahrheit, München 1987 (Raben-Verlag), Leinen im Schuber mit 95 Abb., 136 S., 48.-

In letzter Zeit sind einige neue Texte zum Werk des französischen Philosophen und Kulturkritikers M. Foucault in Deutschland erschienen. Das weist auf die ungebrochene Aktualität dieses einflußreichsten Intellektuellen seit J.P. Sartre hin. Das hier besprochene Buch hebt sich vom Rest der Neuerscheinungen insofern ab, als es sich bei ihm um einen Fotoband handelt. Die Fotografien dokumentieren verschiedene Stationen im Leben M.Foucaults. Unterbrochen werden die Abbildungen von kurzen Texten, die von ehemaligen Mitarbeitern und Freunden verfaßt wurden. Darunter sind so renommierte Namen wie P. Bourdieu und F. Mauriac. Im Original war „Une histoire de la vérité“ der Ausstellungskatalog zu einer Hommage an M. Foucault, die 1985, also kurz nach dem Tod des

Denkers, von der sozialistischen Gewerkschaft CFDT im Espace Bellevue organisiert wurde. Ein persönliches Erinnerungsbuch also, das seinen Reiz dadurch gewinnt, daß es einen Theoretiker zeigt, der von sich sagte: „Da mein persönliches Leben nichts Interessantes enthält, verdient es auch nicht, daß ich daraus ein Geheimnis mache - und folglich auch nicht, daß ich es öffentlich mache.“

Sicher ist „Eine Geschichte der Wahrheit“ keine philosophische Pflichtlektüre. Aber es bietet dem Anfänger in Sachen Foucault einen ersten Einblick in dessen Denken und dem fortgeschrittenen Leser seiner Werke ein „Bilder-Buch“, das durch seine bisweilen geradezu intimen Fotografien eine neue Seite des Philosophen eröffnet.

Thomas Wimmer

Gerhard Bartsch (Hg): Der dialektische Widerspruch, Frankfurt/Main 1986 (Verlag Marxistische Blätter) br., 336 S., 18.-

Die „Widerspruchsdebatte“ hat in der materialistischen Philosophie der DDR Tradition. In den 50er Jahren ging es darum, den „dialektischen Widerspruch“ - nach Lenin die Einheit und der Kampf der Gegensätze und als solcher der „Kern der Dialektik“ - vom formallogischen Widerspruch abzugrenzen. Diese Diskussion hatte zum Resultat, daß erstens das Wesen des dialektischen Widerspruchs in seiner Objektivität liege, d.h. daß er kein Grundgesetz der (formalen) Logik, sondern der objektiven Realität sei; und daß zweitens die sprachliche Formulierung dialektischer Widersprüche dem Satz des Widerspruchs nicht widerspreche, daß also der Satz vom ausgeschlossenen Widerspruch auch für die materialistische Dialektik absolute Gültigkeit habe.

In den 70er Jahren traten dann verstärkt die Probleme der „Widersprüche im Sozialismus“ in den Vordergrund. Während in dieser Diskussion die eine Auffassung davon ausging, daß im Laufe der Überwindung des Kapitalismus und des Aufbaus des Sozialismus die gesellschaftlichen Widersprüche ebenfalls überwunden würden, war die andere der Ansicht, daß auch im Sozialismus immer wieder Krisen

und Widersprüche auftreten (CSSR 1968, Polen 1980). Diese kontroverse Diskussion führte schließlich zur deutlichen Unterscheidung zwischen den sog. „antagonistischen“ und den „dialektischen Widersprüchen“. Jene beherrschten die Systemauseinandersetzung zwischen Kapitalismus und Sozialismus; diese hingegen seien als nicht-antagonistische Widersprüche dem Sozialismus immanent, ja bildeten geradezu die Triebkräfte seiner Entwicklung.

Das vorliegende Buch - eine Lizenz-Ausgabe des Akademie-Verlags Berlin - ist zum einen die Zusammenfassung dieser erkenntnis- und gesellschaftstheoretischen Diskussionen; es will jedoch darüber hinaus einen umfassenden Überblick über die Arbeiten der DDR-Philosophie zur Widerspruchsdebatte geben.

Nach einer historischen Einleitung, die vor allem Marx' „Umstülpung“ der Hegelschen zur materialistischen Dialektik skizziert, stellt H. Horstmann ausführlich den objektiven Charakter von Widersprüchen und ihre universelle Wirkungsweise vor. Im folgenden Teil suchen U. Röseberg und R. Löther aufgrund der Analyse physikalischer und biologischer Theorien (Quanten- und Feldtheorie, Evolutionstheorie) nachzuweisen, daß insbesondere deren Problemantinomien (Teilchen-Welle, Atomismus-Holismus, Kau-

salität-Finalität u.a.) „als dialektisch-widersprüchliche Begriffe verstanden werden müssen“ (123), und daß es daher zur Annahme objektiver Widersprüche in der Natur keine „vernünftige Alternative mehr“ (122) gebe.

Der gesellschaftstheoretische Abschnitt arbeitet vor allem den Unterschied zwischen dem - nur historisch bedingten - „antagonistischen“ und dem allgemein gültigen „dialektischen Widerspruch“ heraus, und legt Wert darauf, den Widerspruch generell vom „Stigma des Negativen“ zu befreien, den er lange Zeit hatte, um ihn als positiven Motor jeder Veränderung und Entwicklung zu begreifen. Darüber hinaus referiert W. Eichhorn die aktuelle Auseinandersetzung um den „Grundwiderspruch“ im Sozialismus, die - wie hier nur angedeutet werden kann - eng mit der gegenwärtigen Reformdiskussion im Sozialismus verbunden ist. Abschließend gehen der Herausgeber G. Bartsch und W. Segeth auf die erkenntnistheoretische Dimension der Widerspruchsdialektik und auf das Verhältnis des Widerspruchs zu den anderen Kategorien und Bestimmungen der materialistischen Dialektik ein.

Soweit ich sehe, ist dieser Band die erste Arbeit, die die Forschungen der DDR-Philosophen auf den Gebieten der Natur-, Gesellschafts-

und Erkenntnisdialektik zusammenfassend darstellt. Diese erste Zusammenfassung der Ergebnisse aus unterschiedlichen Bereichen weist auf weitergehende methodologische Probleme hin. So dürfte der systematische Status des „antagonistischen Widerspruchs“ innerhalb der Widerspruchsdialektik noch nicht abschließend geklärt sein: Ist er Bestandteil der materialistischen Dialektik und damit von universeller Gültigkeit, oder ist er 'nur' der spezielle Ausdruck eines bestimmten und überwindbaren Klassenverhältnisses? Wenn letzteres, gehört er dann überhaupt in die - ja universell gültige - Widerspruchsdialektik? Weiterhin: mit Lenin wird der dialektische Widerspruch als „Einheit und 'Kampf' der Gegensätze“ definiert. Für die Dialektik ist nun insbesondere das „und“, d.h. die Verbindung der Begriffe „Einheit“ und „Kampf“ interessant. Diese wird als „Wechselwirkung“ (69ff), als „Dualismus“ von Welle und Teilchen (110), „Symmetriebruch“ (118), „Antinomie“ (122) oder als „Wechselbeziehung“ (169ff) gefaßt. Da sich in diesen Begriffen jeweils unterschiedliche Strukturen jener Verbindung ausdrücken, müßten auch sie - über ihre Verwendung hinaus - in der Folge einer begrifflichen Analyse unterzogen werden.

Von konzeptioneller Bedeutung scheint mir Bartschs und Segeths Darstellung des Verhältnisses von

„logischem und dialektischem Widerspruch“ zu sein. Sie nehmen ausdrücklich auf die aristotelische Begründung des ausgeschlossenen Widerspruchs Bezug. In diesem philosophiehistorischen Argumentationsrahmen wäre m.E. eine intensivere Auseinandersetzung mit Hegels Logik und ihrem davon abweichenden Verständnis der Kategorie des Widerspruchs wünschenswert gewesen.

Unabhängig von diesen weitergehenden Fragen bietet das Buch einen gelungenen Überblick über den forschungsintensiven Stand der materialistischen Dialektik in der DDR. Dem an Grundfragen der Dialektik Interessierten, sei dieser Band unbedingt empfohlen.

Alexander v. Pechmann

Dieter Henrich: Konzepte (Suhrkamp-Verlag) Frankfurt/Main 1987, 160 S., 10.-

Das von dem Münchner Ordinarius für Philosophie veröffentlichte Bändchen versammelt sieben Aufsätze und ein Interview, das erst letztes Jahr in der Feuilletonbeilage der 'Süddeutschen Zeitung' gekürzt zum Abdruck kam. Drei der sieben Beiträge sind bisher überhaupt noch nicht oder nicht in deutscher Sprache erschienen. Die für Henrichs Philosophie der letzten Jahre we-

sentlichen Standpunkte zu einer geläuterten Metaphysik der 'Selbstverhältnisse' lassen sich vor allem in dem zuletzt abgedruckten Interview und in dem kritische Beitrag zur Philosophie Habermas' („Was ist Metaphysik - was Moderne“) ablesen.

Gerade der zuletzt genannte Aufsatz Henrichs, der sich kritisch und teils polemisch mit der Theorie des kommunikativen Handelns', wie sie von Habermas formuliert wurde, auseinandersetzt, ist nicht nur umfangmäßig, sondern auch inhaltlich der gewichtigste Beitrag zu diesem Band. Den formalen Anlaß zu diesem philosophischen Disput zwischen Henrich und Habermas bildet ein Aufsatz des letzteren in der Zeitschrift 'Merkur', in dem Habermas gegen die deutsche Gegenwartphilosophie und auch gegen Henrich den Vorwurf erhob, daß sie rückständig zur alten, von der Moderne längst überholten Metaphysik degeneriere. In der im Streit von Moderne und Postmoderne von Habermas eingenommenen Position ist für die Metaphysik alten Schlags kein legitimer, philosophisch ernstzunehmender Platz zu finden.

Henrich, der sich im Grundsätzlichen mit Habermas in der „Verteidigung der Moderne gegen die Gebildeten unter ihren Verächtern“ einig weiß, sieht aber selbst gravierende Mängel in der philoso-

phischen Konzeption von Habermas, mit der jener gegen die Postmoderne das noch unvollendete Projekt der Moderne zur letztgültigen Realisierung führen will. Neben ihr philosophisch gewichtigen Kritik an Habermas' Lebensweltbegriff wendet Henrich vor allem ein, daß philosophische Moderne und Metaphysik, hier verstanden im Sinne einer mit universalistischem Anspruch auftretenden Prima Philosophia, keineswegs wie zwei inkommensurable und sich gegenseitig wie Moderne und Antimoderne ausschließende Größen zu verstehen sind. Gerade, so Henrichs These, die unter dem „Nicht-Titel“ Metaphysik aufgeworfenen Fragen haben heute eine Aktualität und Konjunktur wie nie zuvor und gerade auch dort, wo wie im angelsächsischen Raum die bis vor kurzem herrschende Philosophieauffassung sich dezidiert anti-metaphysisch verstand. Die von Henrich (wie von Habermas) hochgeschätzte und als philosophisch äußerst fruchtbar eingeschätzte analytische Philosophie soll, so Henrichs Absicht, erneut und produktiv mit den Traditionen der deutschen Philosophie, vor allem der des klassischen deutschen Idealismus verschmolzen werden.

Diese Absicht setzt natürlich ein tieferes Verständnis der jeweils anderen Tradition voraus, wenn nicht die provinzielle Abgeschlossenheit

der verschiedenen philosophischen „Sprachräume“ bestehen bleiben soll. In dieser von Henrich ausgetragenen Diskussion mit Quine, Rawls u.a. soll ein weiter geöffneter internationaler Philosophiehorizont deutlicher zum Ausdruck kommen. Gerade in dieser Bemühung, die von Kant, Fichte und Hegel inaugurierte Philosophie des Selbstbewußtseins mit der philosophischen Semantik der angelsächsischen und amerikanischen Philosophien zu verschmelzen, liegt das Interessante und Denkanstößige von Henrichs Philosophieren. Ob die von Henrich an Theoremen Kants und Hegels entwickelte und transformierte Theorie der 'Selbstverhältnisse', die am bewußten geistigen Leben und seinen in der Zeit wandelbaren Selbstbeschreibungen und universalistischen Weltbegriffen anknüpfen will, dies leisten kann, ist vorerst noch unentschieden, da die bisherigen von ihm vorgelegten Ergebnisse noch zu sehr thesenförmigen und skizzenhaften Charakter tragen.

Ralph Marks

Institut für Marxistische Studien und Forschungen (Hg): Internationale Marx-Engels-Forschung, Jahrbuch des IMSF 12, Frankfurt 1987, geb., 351 S., 38.-

Im Sommer 1987 erschien das IMSF-Jahrbuch 12, das nahezu ausschließlich den Methodenproble-

men und Ergebnissen der neueren Marx-Engels-Forschung gewidmet ist. In seinem einleitenden Betrag benennt HJ. Sandkühler, was an dieser Forschung 'neu' ist und sein muß: weder könne es um die Heroisierung von „Klassikern“ gehen, deren Werk zeitlos über den Epochen schwebt, noch um deren Historisierung nach Art der bürgerlichen Marxologie, die das Werk in die Rumpelkammer des 19. Jahrhunderts verfrachten will. Beiden Verfahren, so Sandkühler, mangle das spezifische Verständnis von Geschichte, von der unauflöselichen Einheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Im Zentrum der Forschung müsse die Geschichtlichkeit des Marxismus stehen, die sich allein im Bezug auf die reale gesellschaftliche Bewegung erschließt. Marx-Engels-Forschung bedeute daher zum einen den Nachvollzug der Entstehung und Entwicklung dieses geschichtlichen Werks im historischen Kontext der Konstituierung des Proletariats und der ihr entsprechenden Wissens- und Wissenschaftsformen; zum anderen aber damit auch die geschichtlich sich erweiternde und vertiefende Erkenntnis des Marxismus über sich selbst. In diesem Sinne sei die zunehmende historische Distanz zugleich eine „immer intensivere Annäherung“.

Dieser Betrachtungsweise entsprechen weitgehend die anschließenden

Beiträge. Nicht die Textinterpretation oder die Erweiterung des Zitatenschatzes (den man sich dann wechselweise gehörig um die Ohren schlagen kann) steht im Mittelpunkt, sondern die Erschließung des Werks hinsichtlich seiner Entstehung im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang. Welche neuen historisch-kritischen Aufgaben diese Herangehensweise an das Marx-Engels-Werk stellt, skizzieren E. Kundel und A. Malysch, die Leiter der Marx-Engels-Forschung in Berlin (DDR)

und Moskau anhand der gegenwärtigen Neuedition der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA). Daß solches Verfahren der Werkerschließung auch mit manch liebgewonnenen Klischees über die „Geistesriesen“ aufräumt, ist sicher eines der wichtigsten Resultate dieser Forschungen. Viele Aussagen von Marx und Engels verlieren den Charakter einer letzten „Berufungsinstanz“ und werden in ihrer Situationsbezogenheit deutlich; so etwa Marx' Einstellung zum Arbeiterkommunismus Weitlings (L. Knatz), zur Theorie Bruno Bauers (W. Goldschmidt) oder auch zu Naturwissenschaftlern wie Darwin, Haeckel u.a. (F. Vidoni). Den Gewinn solch historisch-vergleichenden Verfahrens für die Forschung machen N. Mader anhand der Fourier-Rezeption durch Engels sowie K. Lotter am Beispiel von Marx' Begründung seiner „positiven Theorie“ in Ausei-

nersetzung mit Hegel und Feuerbach, sowie mit Comtes „Scheißpositivismus“ (Marx) deutlich.

Vor allem die Beiträge zur politischen Ökonomie zeigen Marx' Schreibtisch eher als „Werkstatt“ denn als „Kathedr“. Weniger die Einzelaussagen sind von Interesse als die Methode, in der Marx den ökonomischen Stoff erforscht, erarbeitet und zu durchdringen versucht, und die die Revision bzw. Verwerfung anfänglicher Ergebnisse und die Einbeziehung neuer Erkenntnisse notwendig macht. Dies versuchen die Beiträge der sowjetischen Ökonomen L. Wassina, M. Ternoski, A. Tscherpurenko und I. Antonowa anhand der Marx'schen Exzerptheft und den „Grundrissen“ sowie J. Bischoff und A. Otto anhand von Marx' Arbeiten an den „Resultaten des unmittelbaren Produktionsprozesses“ transparent zu machen.

Ergänzt werden diese Forschungen durch Beiträge zu umstrittenen Themen der Marx-Diskussion, wie der Darstellung der Wert- und Geldform im „Kapital“ (W. Schwarz), dem Unterschied zwischen der 1. und 2. Auflage des „Kapitals“ (B. Lietz, J. Jungnickel), dem Verhältnis von Logischem und Historischem in Marx' Methodologie (W. Wasjulin) sowie dem Verhältnis der politischen Ökonomie des Kapitalismus zu der anderer

ökonomischer Formationen (W. Wygotski).

Informativ sind im letzten Teil die Berichte über den Stand der Marx-Engels-Diskussion in Japan, Spanien, Mexiko, Frankreich und der Bundesrepublik. Sie zeigen, wie eng der Zusammenhang zwischen der wissenschaftlichen Forschung und den politisch-strategischen Problemen und Aufgaben in den sozialistischen Bewegungen dieser Länder war und ist.

Auch wenn bei dem in diesem Band skizzierten Forschungsprogramm die Gefahr gesehen werden kann, sich in der Extensität von Fakten zu verlieren, wenn sie nicht zugleich in eine Vertiefung des Wissens umgesetzt wird, so bestätigt das Jahrbuch 12 deutlich die neue Tendenz der Marx-Engels-Forschung. Es gilt weder doktrinär Marxzitate zu sammeln, noch eklektisch eine 'Vollständigkeit' des Werks zu erreichen, sondern beide als Repräsentanten einer gesellschaftlichen Bewegung sichtbar zu machen, die mit dieser untrennbar verschmolzen sind.

Alexander von Pechmann

Johannes Rohbeck: Die Fortschrittstheorie der Aufklärung, Frankfurt/Main - New York (Campus-Verlag) brosch., 352 S., 68.-

Über die Entstehung und Entwicklung der Geschichtsphilosophie ist in den letzten Jahrzehnten viel geschrieben worden - meist in kritischer Absicht. Der Berliner Privatdozent Johannes Rohbeck versucht nun in seinem neuen Buch „Die Fortschrittstheorie der Aufklärung“ eine Rehabilitierung. Seine Untersuchung der französischen und englischen Geschichtsphilosophie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts versteht sich als eine kritische Wiederaneignung dieses oft mißachteten Theorienpotentials, wobei er die Aufklärung als Prozeß der Selbstaufklärung faßt, der sich mit seinen eigenen Mitteln kritisieren läßt.

Dementsprechend will Rohbeck das Thema nicht ideologiekritisch behandeln, sondern die Theorie *als Theorie* ernstnehmen. Folgerichtig ist die Darstellung nicht exemplarisch oder chronologisch, gibt keine Verlaufsgeschichte, sondern rekonstruiert die Epoche idealtypisch und beansprucht repräsentativ zu sein. Wer befürchtet, daß auf diese Weise dem Detail Gewalt angetan wird, irrt, denn jede These ist durch Verweise in die Primärliteratur reich belegt, wobei nicht nur Autoren wie Condorcet, Turgot, Ferguson oder Adam Smith zu Wort kommen, sondern auch eine große Zahl heute vergessener Aufklärer.

Zunächst werden einige gängige

Vorurteile widerlegt: etwa, daß es sich beim Übergang von der Zyklentheorie der Geschichte zu der eines mehr oder weniger linearen Fortschritts um eine Denaturalisierung der Geschichte handle. Vielmehr werde nur ein *bestimmtes* Naturbild durch ein *anderes* ersetzt. Überhaupt ist die oft unterstellte harte Entgegensetzung von Natur und Geschichte eine Rückprojektion der Philosophie des 19. Jahrhunderts auf die des 18., ebenso wie die Meinung, die *Geschichtsphilosophie* sei eine von der *Geschichtswissenschaft* getrennte und ihr nachträglich übergestülpte Spekulation gewesen. Der Aufklärung ging es im Gegenteil um die Erforschung des Mensch-Natur-Verhältnisses, in der Theorie und Empirie eng verzahnt waren.

Dieses Programm einer erklärenden Historiographie ist ein durch und durch wissenschaftliches. Anders als man zunächst erwarten könnte, waren aber nicht die Modellübertragungen aus den Naturwissenschaften - v.a. Mechanik und Biologie - prägend, denn was hierbei übertragen werden konnte, waren nur sehr abstrakte Prinzipien, die eine genauere Ausformulierung der Inhalte und Motive der Geschichtstheorie nicht determinieren konnten. So ruhte z.B. Montesquieus Theorie der Gesellschaft als eines abgeschlossenen Systems ebenso auf einer mechanistischen Grundlage wie der Fortschrittsbegriff seiner Nach-

folger. Nur daß die Fortschrittstheorie sich als inhaltlich reicher erwies als die übertragenen naturwissenschaftlichen Modelle. Dies lag v.a. daran, daß sie schon entwickelte Voraussetzungen anderer Sozialwissenschaften - allen voran der Politischen Ökonomie - integrierte. Da die Ökonomie der Zeit aber selbst über keine Konzeption von erweiterter Reproduktion verfügte, bedurfte es noch eines anderen Erklärungsfaktors für den Fortschritt: Wissenschaft und Technik wurden so auch zum Gegenstand der Untersuchungen.

Die Geschichte des menschlichen Naturverhältnisses, die Entwicklung der Arbeit, war das Modell des Fortschritts. Den Mitteln der Arbeit kommt schon im 18. Jahrhundert in gewisser Hinsicht die Leitfunktion in dieser Entwicklungslogik zu. Denn die vielbeschworene Rede vom „Fortschritt des menschlichen Geistes“ ist bei Lichte betrachtet zumindest ungenau. Es ist nicht der Geist als solcher, es sind nicht seine Prinzipien, die sich entwickeln, sondern seine Hilfsmittel. Und allein die Kontinuität der Hilfsmittel ermöglicht auch weitere Fortschritte. Erfindung wird nicht mehr verstanden als geniale Neuschöpfung, sondern als Zusammenspiel von „imitatio“ und „inventio“. Damit wachsen die *einzelnen* Fortschritte zu dem Fortschritt zusammen.

Schließlich werden diese Prinzipien auch auf die Rechts- und Moralphilosophie ausgedehnt und eine Einheit von ökonomisch-technischem Fortschritt und moralischer Vervollkommnung postuliert. Obwohl diese Einheit prekär bleibt und ihr oft eine Sphäre rein sozialen Handelns gegenübergestellt werden muß, bleibt es das Verdienst der Aufklärung, die Arbeit auch als Medium des sozialen Fortschritts einbezogen zu haben.

Dennoch konnte sich die Aufklärung nicht gänzlich von einer teleologischen Betrachtung der Geschichte freihalten. Ihr gegenwärtiges Niveau galt ihr immer als Ziel - und zwar als einzig mögliches -, von dem aus die Geschichte rückwärts gelesen wurde. Sie ignorierte, daß jede Entwicklungsstufe immer mehr Möglichkeiten enthält als tatsächlich verwirklicht werden und werden können. Allerdings - und darauf legt Rohbeck größten Wert - ist dieses Prinzip auch auf das Kritisierte anwendbar: auch die Fortschrittstheorie birgt mehr Möglichkeiten, als ihr Hauptstrom realisiert hat - etwa die einer nicht-teleologischen Konzeption des Fortschritts; Möglichkeiten, an die auch heute noch in der philosophischen Diskussion anzuknüpfen ist.

Rüdiger Zill

Hartmut Zinser (Hg): Der Untergang von Religionen, Berlin 1986 (Dietrich Reimer Verlag) brosch., 340 S., 58.-

Geburt - Tod - Untergang - Wiederkehr: so lautet das Vokabular einer mythischen Weltsicht, deren Attraktivität der WIDERSPRUCH in Heft 12 mit dem Titel „Wiederkehr des Mythos?“ nachgegangen ist. In ähnlicher Weise befasste sich der internationale Kongreß der „Deutschen Vereinigung für Religionsgeschichte“, der vom 1.- 5. Oktober 1984 in Berlin stattfand und dessen Beiträge nun in Buchform vorliegen, mit dem „Untergang von Religionen“ – einem Thema, das in dieser Form und diesem Umfang bisher nicht behandelt worden war.

Für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung wird jedoch die uneigentliche Rede vom „Untergang“ einer Religion sogleich zum Problem, und C. Colpe, der sich in seinem einleitenden Aufsatz um eine begriffliche Klärung von „Untergang“ und „Religion“ bemüht, bekommt dies denn auch zu spüren. Was ist „Religion“, wann kann eine historische Religion als untergegangen gelten - und wie ist ihr Untergang von ihrer Transformation bzw. Säkularisation abzugrenzen? – Die Beantwortung dieser Fragen in den einzelnen Beiträgen bestimmt zugleich auch deren Ergebnisse.

Geht man von der Religiosität als

conditio humana aus und sieht in den einzelnen Religionen lediglich verschiedene Erscheinungsformen dieser Religiosität, wie dies etwa K. Seeland tut, so kann sinnvollerweise nicht mehr vom Untergang einer Religion, sondern bestenfalls von ihrer Metamorphose gesprochen werden. Diese Reduktion von Religion auf eine anthropologische Konstante liefert jedoch in ihrer abstrakten Allgemeinheit keinen brauchbaren Ausgangspunkt für die Betrachtung konkreter historischer Entwicklungen. So bestimmt denn auch ein Großteil der Autoren eine Religion über ihre Vermittlung mit den gesellschaftlichen Produktions- und Lebensformen, deren Ausdruck sie darstellt und an deren Entwicklungsprozeß sie gebunden bleibt. Am Beispiel partikularistischer Stammesreligionen können H. Zinser und K.-H. Kobl nachweisen, daß ein Wandel religiöser Vorstellungen oder gar der Untergang einer Religion eng mit den Veränderungen der Sozialstruktur einer religiösen Gemeinschaft zusammenhängt. Dabei ist jedoch das völlige Verschwinden einer Religion äußerst selten. Häufig setzt sich bei der Konfrontation einer Stammesreligion mit einer Universalreligion, wie dies im Zuge von Kolonialismus und Missionierung der Fall war, die konservative Tendenz der Stammesreligion so lange durch, bis die sozialen Veränderungen in ihrer Auswirkung auf die religiöse Gemein-

schaft so bedeutend geworden sind, daß eine Anpassung notwendig wird, die zumeist in einer Übernahme von Zügen der universalistischen „Herrscher“-Religion besteht. Eine dritte Eingrenzung von „Religion“ als wesentlich an die religiösen Institutionen gebunden liegt den Arbeiten der Autoren zugrunde, die sich mit der Ablösung der römischen Staatsreligion durch das Christentum (*H. Cancik*), der Hellenisierung orientalischer Kulte (*7. Ries*) oder dem Verfall „neuer Religionen“ wie dem Saint-Simonismus und dem Monistenbund (*G. Kehr*) beschäftigen. Hier wird deutlich, daß mit dem Untergang der institutionalisierten Form einer Religion nicht notwendig das Ende ihrer religiösen Anschauungen und Praktiken einhergehen muß, sondern daß vielmehr in den meisten Fällen die unterlegene Religion mit zahlreichen Momenten - beispielsweise mit ihren kultischen Formen und Stätten oder mit einzelnen Gottheiten - in der siegreichen aufgehoben bleibt.

Mit einem Religions-Begriff zu arbeiten, der ihre jeweilige Funktion in der Gesellschaft ignoriert, erweist sich als unfruchtbar. So ist auch denjenigen Arbeiten, die die untersuchte Religionsform möglichst konkret in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang situieren, die Synthese der Beschreibung ihrer spezifischen Entwicklung mit verallge-

meinernden Folgerungen am besten gelungen - allen voran den Beiträgen von H. Cancik und K.H. Kohl. Je komplexer die gesellschaftlichen Strukturen sind, in die eine Religion eingebunden ist, desto komplizierter wird die Analyse ihres Untergangs. Letztlich hat das Kolloquium selbst eindrucksvoll gezeigt, daß die Rede vom „Untergang“ von Religionen - abgesehen von ihrem heuristischen Wert - im Zuge der Forschung durch ein wissenschaftliches Vokabular zu ersetzen ist.

Günter Butzer